

Sozialisation in Schule, Hochschule und Berufsausbildung

Bericht über die Frühjahrstagung 2004 der Sektion „Bildung und Erziehung“ der Deutschen Gesellschaft für Soziologie vom 22.-23. April 2004 in Wittenberg

Vor dem Hintergrund dieses Themas hatten *Steffani Engler* (München), *Beate Kraus* (Darmstadt) und *Heike Kahlert* (Rostock) in die Tagungsstätte Leucorea in der Lutherstadt Wittenberg eingeladen, um theoretische Ansätze und Konzepte zu diskutieren, empirische Forschungsarbeiten in diesem Feld vorzustellen, aber auch um zentrale künftige Forschungsperspektiven herauszuarbeiten. Der gewählte Tagungsort Wittenberg (als geistiges Zentrum der Reformation) bot so auch Gelegenheit, sich an historischer Stätte mit der wechselvollen Geschichte der beiden miteinander verbundenen Universitäten Wittenberg und Halle zu beschäftigen. Die ebenso unterhaltsamen wie kenntnisreichen Ausführungen zur Geschichte der beiden Universitäten von *Reinhard Kreckel* vom Institut für Hochschulforschung (HoF) an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg boten dazu zum Auftakt der Tagung angenehme Gelegenheit.

Thematisch wurde die gut besuchte Tagung von *Jürgen Zinnecker* (Siegen) mit dem Einführungsvortrag „Konfigurationen des Aufwachsens in der Moderne. Plädoyer für eine differenzielle Sozialisationsforschung“ eröffnet. Mit seinem Beitrag zum Konzept der „Selbstsozialisation“ hatte Zinnecker der Sozialisationsdebatte wichtige neue Impulse gegeben und nutzte nun seinen Einführungsvortrag dazu, anhand der von ihm für die Gegenwartsgesellschaft herausgearbeiteten Kindheitsmodelle zu verdeutlichen, dass die bisherige sozialwissenschaftliche Kindheitsforschung Modernisierung zu stark als linearen Prozess betrachte und dabei zu wenig das Nebeneinander und die Gleichzeitigkeit verschiedener Modernitäten in Rechnung stelle. Die von ihm anhand der vorgefundenen generationalen Ordnung und entlang der Strategien des Umgangs mit der Moderne herausgearbeiteten Modelle von Kindheit (postmoderne Kindheit, avancierte moderne Kindheit, traditional moderne Kindheit und fundamentalistische Kindheit) versteht er dabei weniger als Elemente eines typologischen Ansatzes real existierender kindlicher Lebenslagen sondern als grundlegende Muster generationaler Verhältnisse, die bis in die fächerspezifische (sozialwissenschaftlich bzw. pädagogisch-psychologische) Rekonstruktion von Kindheit hineinwirken. Wolle sich die Sozialisationsforschung nicht unreflektiert als Co-Konstrukteur von Kindheit betätigen – so Zinnecker –, so kämen SozialwissenschaftlerInnen nicht umhin, die ihrer Forschungsarbeit zugrunde liegenden (auch disziplinär verankerten) Modelle von Kindheit reflexiv zu erschließen.



Im Mittelpunkt des Vortrags von *Helmut Bremer* (Münster/Hamburg) zum Stellenwert des sozialen Subjekts in Lernprozessen stand das Plädoyer, in der Rekonstruktion von Lernprozessen die sozialen Orte von Lernenden in ihrer Wechselwirkung von Habitus und Feld stärker zu berücksichtigen. Nicht ein aus sozialen Bezügen weitgehend herausgelöstes Subjekt dürfe betrachtet werden, wolle man Lernen anschlussfähig machen an sozial differenzierte Milieus und deren Bildungs- und Lernpraxis. Ausgehend von dieser Forderung erschloss Bremer in seinem Vortrag Holzkamps subjektwissenschaftlichen Lernbegriff für

sozialisationstheoretische Fragestellungen, wobei die Alltagspraxis und damit das nicht-handlungssuspendierte Lernen Ausgangspunkt der Erweiterung eigener Handlungs- und Erfahrungsmöglichkeiten durch das lernende Subjekt selbst sind.

Den nationalsozialistischen Konzentrationslagern als ganz besonderer Erfahrungswelt wandte sich *Maja Suderland* (Darmstadt) zu, indem sie die Bedeutung von Bildung und kultureller Identität für die dort Inhaftierten zum Gegenstand ihres Vortrags machte.



Anhand von Primo Levis Auseinandersetzung mit Jean Améry und dessen These von der „Abdankung des Geistes“ in Auschwitz zeigte sie, welche große Bedeutung kultureller Identität im täglichen Überlebenskampf zukam. Auf der Basis des autobiographischen Materials stellte sie Jean Améry, der die Nutzlosigkeit der eigenen Intellektualität im Konzentrationslager betont, Primo Levi gegenüber, der vehement auf Bildung als Möglichkeit zur Wahrung der Menschenwürde insistierte. Maja Suderland zeigte in ihrem Vortrag eindringlich, dass der Rückgriff auf Bildung und Wissen (als letzte verbliebene Territorien des Selbst) unter den Bedingungen des Konzentrationslagers, körperlicher Qual und ständiger Todesnähe häufig eine letzte

Möglichkeit der Selbstvergewisserung insofern eröffnete, als der „Blick nach innen“ in einer Situation totaler Ungewissheit eine Spur von identitätsbezogener Kontinuität sicherte.

Den Themenblock mit dem Schwerpunkt schulische Sozialisation eröffnete *Sabine Toppe* (Oldenburg) mit ihrem Vortrag zur Kinderarmut in der Grundschule. Sie griff damit ein Thema

auf, dass mit der Realisierung von Hartz IV zu Beginn des kommenden Jahres noch einmal zusätzlich an gesellschaftlicher Brisanz gewonnen wird. Dabei standen nicht die von Armut betroffenen Kinder selbst im Zentrum des Vortrags, sondern die Wahrnehmungen, Deutungsmuster und Handlungsansätze von Lehrerinnen und Lehrern im Umgang mit Kinderarmut im Handlungs- und Beziehungsfeld Grundschule. Besonderes Augenmerk richtete Sabine Toppe mit ihrer qualitativ angelegten empirischen Studie auf die Frage, welchen Beitrag diese dadurch bei der Reproduktion von Strukturen sozialer Ungleichheit leisten. Wie im Interviewmaterial herausgearbeitet werden könne, bestünde eine häufig anzutreffende Strategie zur Lösung der konkreten Armutproblematik in der Grundschulklasse in „naiven Hilfeleistungen“ von Seiten der LehrerInnen. De facto führe jedoch ein solcher wenig an Strukturen orientierter „gut gemeinter“ Umgang mit Kinderarmut zu einer weiteren Stigmatisierung der betroffenen Kinder, so Toppe.



Katja Koch (Göttingen) stellte in ihrem Vortrag eine andere Form der Armut ins Zentrum ihrer



Ausführungen, nämlich die Spracharmut. Im Rahmen der Evaluation eines vom niedersächsischen Kultusministerium geförderten und von der Referentin wissenschaftlich begleiteten Pilotprojekts „Fit in Deutsch“ untersuchte sie die Möglichkeiten, mithilfe einer intensiven halbjährigen vorschulischen Sprachförderung die Deutsch-Kenntnisse von Kindern mit Migrationshintergrund zu verbessern. Ihre auf der Basis ethnographischer Beobachtungen gewonnenen Ergebnisse zeigten dabei eindrucksvoll, wie sehr sich die soziale Lernpraxis in der untersuchten Gruppe (13 Kinder der Altersgruppe 5 bis 7 Jahre) nur vor dem Hintergrund der familialen Bildungs- und Erfahrungswelt der einzelnen Kinder erschließen lässt. So seien z.B. Gruppenbildungsprozesse der (überwiegend vorher nicht

miteinander bekannten und über keine gemeinsame Sprache verfügenden) Kinder wesentlich entlang habitualisierter Praktiken des Umgangs erfolgt, die wiederum ihren Ursprung in der familialen Praxis hatten.



Auch *Sven Gänger* (Frankfurt) machte die Wechselwirkungen zwischen den Mikrosystemen „Schule“ und „Familie“ zum Gegenstand seines Vortrags, indem er danach fragte, welche Bedeutung unterstützende, demokratische und zuverlässige Interaktionen in der Schule, die sich in der Qualität der Schüler-Schüler-Beziehungen, der Lehrer-Schüler-Beziehungen und in den Merkmalen des Unterrichts widerspiegeln, für das Entstehen oder die Verhinderung rechtsextremer Orientierungen von Schülerinnen und Schülern haben. Auf der Basis der von ihm durchgeführten Interviews könne er im Vergleich zweier Extremgruppen einen Zusammenhang zwischen der subjektiv wahrgenommenen Schulqualität und dem Ausmaß an ethnozentrischen Orientierungen bei den Jugendlichen feststellen. Die wichtige Frage, *wie* dieser Zusammenhang zustande kommt und welche Rolle hier auch die wahrgenommene Qualität des familialen Zusammenlebens aus der Sicht der Jugendlichen spielt, lässt mit Spannung die weiteren Auswertungen Sven Gängers erwarten.

Daniel Dravenau und *Olaf Groh-Sambert* (Münster) führten die Vortragsreihe zu den schulsozialisatorischen Themen mit ihrem Vortrag „Zwischen Renitenz und Konformität – Schulische Sozialisationsprozesse von Unterschichtkindern“ fort. Sie gingen der Frage nach, welche kulturellen Muster und lebensweltlichen Hintergründe für problematische Verläufe schulischer Sozialisation verantwortlich sind. Den theoretischen Ausgangspunkt stellte die klassische Studie von Paul Willis („Learning to labor“) von 1977 sowie deren Replikationen, Erweiterungen und Kritiken dar. Dabei postulierten sie, dass an die Stelle einer kollektiven Arbeiterkultur eine stärker fragmentierte und ethnisierte „Kultur der Prekärheit“ getreten sei, die den lebensweltlichen Hintergrund der „kulturellen Produktion“ antischulischer Orientierungen bilde. Erst durch die Einbeziehung des Gegensatzes zwischen



Klassenhintergrund und der „kulturellen Reproduktion“ sowie Erfahrungen schulischen Versagens und der Frustration der eigenen Aspiration ergebe sich ein theoretischer Ansatz, der schulische Devianz und Renitenz zu erklären vermag. Folglich aktualisierten sich erst im Verlauf der schulischen Erfahrungen die eigensinnigen kulturellen Orientierungen am Herkunft- und Peermilieu. Insgesamt plädierten *Dravenau* und *Groh-Sambert* für eine verstärkte repräsentative Überprüfung der auf der Basis von qualitativen Methoden gefundenen kulturellen Muster, um Impulse für die Weiterentwicklung einer (kritischen) Bildungssoziologie und Erziehungswissenschaft zu geben.

Frauke Choi (Mainz) folgte in ihrem Beitrag „Leistungsmilieus‘ und Bildungszusagen – Ergebnisse einer explorativen Studie“ dem Milieuansatz, um so den Zusammenhang von sozialer Herkunft und Bildungsverbleib aufzuhellen. Die zugrundeliegende These war hierbei, dass Bildungsentscheidungen, Fachwahl und



Fächerkultur sich entsprechend der spezifischen Orientierungsmuster und Leistungseinstellungen beschreiben lassen. Die ersten Ergebnisse einer quantitativen Fragebogenuntersuchung für den Zeitpunkt typischer Übergänge im Bildungssystem bestätigten insofern die Ausgangsthese, als in den quantitativen Daten sozial differenzierte Leistungsbegriffe herausgearbeitet werden konnten.

Simone Tosana (Hamburg) konstatierte in ihrem Vortrag „Bildungsgänge jenseits der «Normalbiographie»“ zunächst das Aufbrechen des Konzepts der „Normalbiographie“ in der Soziologie sowie die Abhängigkeit des „Normalen“ von unterschiedlichen soziokulturellen Lebensweisen bzw. Milieus.



Demzufolge sei für die Erforschung von Bildungsgängen aus sozialisationstheoretischer Sicht die Forderung zu erheben, dass die konkreten sozialen Kontexte von Biographien mitzuerfassen und die dahinterstehenden Aspekte von Sozialisation zu berücksichtigen sind. Bildung – so Simone Tosana – ist also stets nach ihrer milieubedingten Bedeutung zu hinterfragen. Auf dieser Grundlage aufbauend, analysierte sie anschließend themenzentrierte Interviews von Schülerinnen und Schülern eines Abendgymnasiums, die aus nicht-akademischen Milieus stammen. Die Exploration der Entstehung eines schulbezogenen Habitus sei dabei forschungsleitend. Das Konzept der „doppelten

Statuspassage“, welches aus den Arbeiten Bourdieus und Ansätzen zur Statuspassage entwickelt wurde, sowie der Ansatz „Bildungsgänge jenseits der Normalbiographie“ bilden in ihrer relationalen Kontexten und ihren prozessualen Bezügen den Interpretationsrahmen der vorgestellten Studie.

Stephan Peters (Lyon) eröffnete mit dem Beitrag „Elite sein“ den Themenblock „Sozialisation



in der Hochschule“, indem er der Frage nach den Sozialisationsbedingungen und -zielen von studentischen „Männerbünden“, den Korporationen, nachging. Das Mittel zur Bildung einer solchen, rein männlichen Elite sei eine systematisch angelegte männlich-informelle „Erziehung“ zu Generierung des sog. „Corpsgeistes“. Peters' Ergebnisse seiner qualitativen Inhaltsanalysen, die u.a. auf der Basis des Bourdieuschen Instrumentariums interpretiert werden, zeigen, dass die Corps einen milieuspezifischen Elitarismus pflegen, den sie als Männerbund sexistisch legitimieren, als solcher ihre Mitglieder einem ausgeprägten hierarchischen Befehls- und Gehorsamssystem unterwerfen und zahlreicher, ideologisch verdichteter Rituale unterziehen, wodurch diese die autoritären

Strebungen in der individuellen Persönlichkeit offenbar verstärken.

Florian H. Müller (München) zeigte auf der Basis der sog. „Münchener Interessentheorie“ auf, wie sich konfligierende gegenstandsspezifische Interessen bei einer sozialwissenschaftlich kaum untersuchten Gruppe, den studierenden OffizierInnen der Universitäten der Bundeswehr, auf die Integration in die jeweilige Fachkultur eines Studiums auswirken. Die Ergebnisse belegten, dass die beiden Welten „Bundeswehr und Studium“ für die Akteure nur schwer zu verbarbar sind und eine starke Identifikation mit dem Soldatenberuf auch während des Studiums nicht nur die Integration – besonders in sozialwissenschaftliche Studienfächer – erschwere, sondern sich auch auf der Ebene konkreter Lehr-Lernsituationen sowie Lernprozessen und -ergebnissen widerspiegelt. Damit es



nicht nur Studierenden mit hoher Ambiguitätstoleranz gelinge, ohne inneren Konflikt in beiden Welten zurecht zu kommen, müsse – so Florian H. Müller – eine stärkere Einbeziehung von gegenstandsspezifischen Interessenausprägungen und –dispositionen gefordert werden.



Wie werden in der wissenschaftlichen Praxis Erkenntnissubjekte als soziale Akteure des Feldes hervorgebracht? Welche Selektionsmechanismen lassen sich im Prozess des Wissenschaftler-Werdens identifizieren? Diese beiden Leitfragen fokussierte *Sandra Beaufays* (Frankfurt) in ihrem Vortrag „Die alltägliche Praxis der Wissenschaft und der Ausschluss von Wissenschaftlerinnen“. Zu deren Beantwortung kombinierte sie zwei Ansätze: die konstruktivistische Wissenschaftsforschung auf der einen Seite und das Bourdieusche Konzept der sozialen Felder andererseits. Als Produktions- und Selektionsmechanismen wurden die soziale Praxis des wissenschaftlichen Feldes ins Zentrum gerückt und wurde geschlussfolgert, dass die „illusio“, der Glaube, die soziale Praxis und das daraus entstandene Selbstverständnis der Akteure ein selektives Moment (Ausschluss von Frauen) transportieren.

Susanne Falk (München) stellte mit ihrem Beitrag „Die Sozialisation von NachwuchswissenschaftlerInnen in und durch das Wissenschaftssystem angesichts fächerspezifischer Promotionskulturen“ erste Ergebnisse aus einer quantitativen Befragung von DoktorandInnen und ProfessorInnen an bayerischen Hochschulen vor. Die vorgelegten Daten zeigen, dass in den einzelnen Fachdisziplinen, bedingt durch unterschiedliche Wege der Wissensvermittlung und –verarbeitung, die Arbeitsweisen und Kommunikationsformen sowie die Zahl der Doktoranden, unterschiedliche Kulturen der Nachwuchsförderung erzeugt werden. Insofern sei die in Deutschland gegenwärtig geführte Diskussion über eine Reform des Promotionswesens, in der nicht selten fachübergreifend formalisierte und strukturierte Modelle nach angloamerikanischen Vorbild ins Zentrum gerückt würden, nicht ohne die Berücksichtigung der heute existierenden fächerspezifischen „Promotionskulturen“ sinnvoll.



Damit rundete der Beitrag von Susanne Falk eine Tagung ab, die an vielen Stellen bereits einlösen konnte, was Zinnecker zum Auftakt der Veranstaltung mit seinem Plädoyer für eine differenzielle Sozialisationsforschung eingefordert hatte: den Blick zu öffnen für die Feinstruktur von Sozialisationsprozessen innerhalb von Bildungsinstitutionen in ihrer Komplexität und Widersprüchlichkeit, die sich vorschnellen Etikettierungen entzieht. Dabei – auch das wurde in einer ganzen Reihe von Beiträgen deutlich – ist vor allem auch den Wechselwirkungen zwischen den verschiedenen Sozialisationsinstanzen bei der Analyse des komplexen Beziehungsgefüges von gesellschaftlichen Ungleichheitsstrukturen und individueller Entwicklung eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Insgesamt zeigte die Tagung, dass in der Verknüpfung der zumeist von jüngeren KollegInnen durchgeführten empirischen Forschungsarbeiten aus dem Bereich der Sozialisationsforschung und einer stärker bildungssoziologisch fokussierten Perspektive ein hohes Potential liegt, wie nicht zuletzt an den angeregten Diskussionen zwischen den „alten Hasen“ der Sektion und den NachwuchswissenschaftlerInnen deutlich wurde. Als einziger Wermutstropfen bleibt festzustellen, dass – wie häufig – Sozialisationsprozesse in der Berufsausbildung unterbelichtet blieben. Hier wird hoffentlich eine spätere Sektionstagung in ähnlich erfreulicher interdisziplinärer Zusammensetzung wie in Wittenberg diese Lücke schließen helfen.